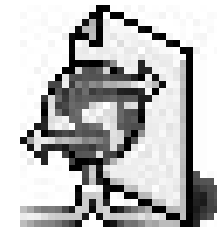




Norbert Bolz. Foto: Marc Hellbrecht

Für Hermann Sturm,
den Begründer des IKUD



Im Blindflug über das globale Dorf

Wie praxisnah kann eine Medientheorie sein?

Von Norbert Bolz

Will theory stop? – Das war vor gut fünfzehn Jahren die Frage von Stanley Fish. Gemünzt war sie auf die Funktion von Theorie in den Literaturwissenschaften, und gemeint war *strong theory*, also eine Theorie, die den Anspruch erhebt, eine Praxis zu instruieren, zu reformieren oder doch zumindest zu fundieren. Der Pragmatiker Stanley Fish hatte die Hoffnung, Theorie werde sich als *theory talk* in Langeweile auflösen.

Wird Theorie aufhören? Diese Frage scheint mir heute aktueller denn je. Artificial Intelligence und Artificial Life, Telekommunikation und Computer, Gentechnologie und Bionomics – diese großen Innovations Schauplätze des 21. Jahrhunderts entwickeln sich so rasant und sprunghaft, dass sie alle Versuche der Theoriebildung zu entmutigen scheinen. Aber können die Medienwissenschaften und die Wissenschaften vom Künstlichen ohne Theorie auskommen?

Ich will in einem ersten Schritt Stanley Fishs Argumente *against theory* resümieren (I) und dann, zweitens, fragen, inwieweit man sie durch Beobachtungen der Gegenwart von Weltkommunikation plausibel machen kann (II). In einem dritten Schritt frage ich dann: Wenn nicht Theorie, was ist dann der Motor der Innovationen? Mein Stichwort lautet hier mit Michael Schrage *Serious Play* (III). Wenn Theorie nicht selbst das Neue in die Welt bringt, dürfen wir immerhin erwarten, dass sie die neue Welt angemessen beschreibt. Wir können also Medientheorien daraufhin testen, inwieweit sie auf eine bestimmte Praxis bezogen sind. Ich werde deshalb, viertens, einige der wichtigsten Medientheorien Revue passieren lassen, um zu zeigen, wie sie sich auf jeweils eine Dimension der Medienpraxis beziehen (IV). Diese Beispiele sollen dann, fünftens, plausibel machen, warum es sinnvoll ist, das Verhältnis von Theorie und Praxis anders, näm-

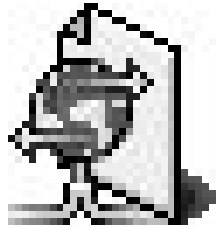
lich als lose Koppelung zu begreifen (V). Und schließlich frage ich sechstens, was das für die Aufgabe des Lehrers und Beraters bedeutet (VI).

I. Against Theory

Es ist zur Selbstverständlichkeit geworden, von Professoren die „Praxisrelevanz“ ihrer Arbeit einzufordern. Diese Erwartung zeigt, dass von Universitäten heute Leistungen auf drei höchst unterschiedlichen Feldern erwartet werden, nämlich Forschung, Lehre und Praxis. Es ist nun die hohe Kunst des Professors, so zu tun, als ließen sich diese Leistungen harmonisch aufeinander abstimmen. Bei nüchterner Betrachtung sieht man aber, dass sie auseinander weisen:

- Forschung zielt auf Wahrheit;
- Lehre vermittelt Sinn;
- Praxis fordert Operationalität.

Kann man diese Situation deblockieren, indem man Theorie stoppt? Der Vorteil läge auf der Hand: Wenn



Theorie stoppt, löst sich das Problem auf, die Kluft zur Praxis durch ein ominöses „Mittelglied“ überbrücken zu müssen, das bei Kant *Urteilkraft* heißt [Kant: Über den Gemeinspruch... A201f]. Stattdessen genügt die institutionalisierte Praxis der Interpretationsgemeinschaft, in die man mit allem, was man tut, immer schon eingebettet ist. Kants Prinzipien lösen sich für den Pragmatiker in Präferenzen auf.

Ist Theorie überflüssig? Vielleicht sogar schädlich? Glaubt man dem radikalen Pragmatismus, dann ist sie an einer weit verbreiteten Wissenschaftlerkrankheit schuld, nämlich der *analysis paralysis*, die deshalb so heimtückisch ist, weil sich der Betroffene gar nicht krank fühlt. Wissenschaftlern, und besonders eben Theoretikern, fällt es schwer, sich mit dem Gedanken (!) anzufreunden, dass das Denken überschätzt wird. Es geht hier nicht nur um das philosophische Problem der Eule der Minerva, sondern um das prinzipiell Retrospektive des Denkens. Unter Soziologen ist es heute wohl unstrittig, dass Theorie in Organisationen vor allem als Postrationalisierung der Praxis entwickelt wird. Die Theorie der Praxis einer Organisation dient als Technik der Selbstvergewisserung. Erwartungssicherheit ist hier viel wichtiger als die Frage der Realisierbarkeit. Theorien helfen nicht bei der Entscheidung, sondern bei deren nachträglicher Begründung.

Wie sieht nun die pragmatistische Alternative aus, die Stanley Fish der *strong theory* entgegenstellt? Wie sieht wirkendes Wissen aus? Seinen Kernbestand machen die nicht formalisierbaren Faustregeln aus, also das lokale, situative Wissen des Insiders darüber, was in einem bestimmten Praxisfeld erfolgreich sein kann. Diese Faustregeln sind der Inhalt jeder etablierten Praxis und leiten stillschweigend alles, was man auf diesem Feld tut. Der Berater gibt die Empfehlung: „Sieh die Dinge doch einmal so!“. Und hier gibt es nur ein Wahrheitskriterium, nämlich die operative Bewährung von Beobachtungen.

Größer kann die Differenz zum Universalitätsanspruch der Theorie nicht sein. Auf dem Feld der Praxis selbst kommt man eben immer nur zu empirischen Generalisierungen. Und unaufhebbar bleibt jede Praxis eingebettet in *groundlevel beliefs* that give us our world [Against Theory 117]. Genau das hatte ja auch Gadamer mit der Vorurteilsstruktur des Verstehens gemeint. Realität wird konstituiert durch den *set of beliefs*, den eine Gemeinschaft teilt, und diesen Interpretationskonventionen kann niemand entkommen. Jenseits der Vorurteilsstruktur ist nirgendwo.

Damit ist das Fazit der Überlegungen von Stanley Fish klar: Theorie ist der Inbegriff aller Versuche, der Praxis zu entfliehen, um sie von außen zu ordnen. Und das bedeutet letztlich: Theorie hat keine Folgen – zumindest in der Praxis, deren Theorie sie sein will.

II. Weltkommunikation

Betrachten wir nun einige Gegenwartsphänomene daraufhin, ob sie geeignet sind, Stanley Fishs starke These über den Unsinn starker Theorien zu stützen.

Die Wirtschaft ist fasziniert von der New Economy, die alle bekannten Gesetzmäßigkeiten eines ordentlichen Volkswirtschaftsstudiums

außer Kraft zu setzen scheint. Die Politik ist fasziniert vom Cyberspace und seinen Communities, die an die Stelle der bürgerlichen Öffentlichkeit treten wollen. Programmierer werden zum Wahlkampfthema, und statt Bildung fordern die um den Standort Deutschland Besorgten alte Medienkompetenz. Auch die alten Medien scheinen nur noch ein Thema zu haben: die neuen Medien.

Bei aller Skepsis gegenüber soziologischen Konstrukten wie „Weltgesellschaft“ wird es heute kaum mehr jemanden geben, der die Globalisierung der Wirtschaft, die Supranationalisierung der Politik und die alltäglichen Phänomene der Weltkommunikation in Abrede stellt. Die Zeit der Weltkommunikation ist vor allem dadurch charakterisiert, dass Kommunikationswahrnehmung an die Stelle der Weltwahrnehmung tritt.

Weltkommunikation heißt: den Raum preisgeben, um die Zeit zu binden. Der Bedeutungsschwund des Raums zeigt sich vor allem daran, dass sich die Kommunikationsnetze immer mehr von den Verkehrsnetzen emanzipieren. Die Weltgesellschaft kann man nicht mehr verorten. Was allein noch zählt ist die Zeit, die immer knapp ist; alle Probleme werden durch Temporalisierung gelöst. Eile, Dringlichkeit, Beschleunigung und Befristung sind deshalb die großen Themen unserer Zeit.

Weltkommunikation eröffnet eine Optionsvielfalt, die in keinem Verhältnis zu unseren Zeittressourcen steht. Dass jeder mit jedem kommunizieren kann, überlastet die Aufmerksamkeit. In der Welt der vielen Möglichkeiten verwandelt die alltägliche Zeitknappheit das Leben in einen Aufmerksamkeitswettbewerb. Das lässt sich genauer, nämlich mathematisch, so formulieren: Das arithmetische Anwachsen der Zahl der Elemente im Netzwerk der Weltkommunikation führt zu einem geometrischen Anwachsen der Zahl möglicher Beziehungen zwischen den Elementen.

Das leitet uns zu einer interessanten Paradoxie: In der Datenflut der Multimediagesellschaft kann „Mehrwert“ nur heißen: *weniger* Information. Information *at your fingertips* hilft da nicht weiter. Unter dem Druck der neuen Informationstechnologien neigt man ja dazu, alle Probleme als Probleme des Nichtwissens zu deuten. Aber Sinnfragen und Orientierungsprobleme lassen sich nicht mit Informationen beantworten. Das Problem ist nicht Unwissen, sondern Konfusion. Und in unübersichtlichen Lagen gilt: Je mehr Information, desto größer die Unsicherheit und desto geringer die Akzeptanz. So zwingt uns die moderne Welt zur Kompensation des steigenden Nichtwissens durch Vertrauen.

Weltkommunikation ist natürlich auch schon das, was die Nachrichtenagenturen durch die Massenmedien ermöglichen: die Gleichzeitigkeit des Anderswo. Nachdem die Kritik der Massenmedien zu einer festen Rubrik des Feuilletons erstarrt ist, rückt ihre Funktion besser in den Blick. Es ist wohl eine der wichtigsten Leistungen der Massenmedien, eine Art Grundvertrauen zur Gesellschaft zu erzeugen. Fernsehen, Radio und Printmedien kultivieren ein unbetroffenes Miterleben der Welt ereignisse, also prinzipielle Zugänglichkeit von allem bei technisch sichergestellter Passivität des Zuschauers. Sensationslust, Neugier und die Lust an der Entlarvung sind hier auf Dauer gestellt.

Weltkommunikation funktioniert aber vielfach auch sprachunbedürftig. Man denke nur an

- Sport als wahrnehmungsgeladete Koordination von Körpern,
- Technik und die Funktionslust der *user*,
- Popmusik und das Schwingen in ihrer Resonanz,
- Marken, die für moderne Jugendliche offenbar eine ähnliche Funktion erfüllen wie das Totem in archaischen Gesellschaften, aber man denke auch an den
- Tourismus – Kreditkarte genügt.

Es handelt sich hier im wesentlichen um reflexionsfreie Vollzüge. Hier herrscht der Geist der Mathematik, denn diese ist weitgehend prozedural, d.h. sie denkt für sich selbst. Und in eben diesem Geist arbeitet man heute an intelligenten Technologien, die im Jargon amerikanischer Hightech-Institute *things that think* heißen. Immer mehr von dem, was gedacht werden muss, wird von Dingen gedacht. Technik funktioniert ohne Konsens, und funktionierende Technik kann man nicht irritieren.

Das klingt zunächst bedrohlich, ist aber im Gegenteil die Überlebensbedingung fortgeschrittener Zivilisationen. Diese können nur funktionieren, wenn es die Menschen „so genau“ gar nicht wissen wollen und sich damit begnügen, die Schlussfolgerungen aus schon Gedachtem zu ziehen. Gemeint ist der in Techniken und Institutionen geronnene Geist. Nur er macht uns in einer Welt, in der nur gewiss ist, dass die Zukunft ungewiss ist, überlebensfähig. „Unsicherheitsabsorption“ nennen das die Soziologen.

Nicht das, was Menschen denken, sondern das, was man ihnen zu denken erspart, ist offenbar das Maß des zivilisatorischen Fortschritts. Der Philosoph Whitehead hat das schon vor Jahrzehnten klar gesehen: *Civilization advances in proportion to the number of operations its people can do without thinking about them*. Es geht hier also nicht um Verstehen und Reflexion, sondern um Know-how. Und wer heute einen Hightech-Job hat, tut gut daran, einen Tag der Woche für die Anstrengung zu reservieren, sich auf dem laufenden zu halten.

Um mit der Innovationsgeschwindigkeit und Unvorhersehbarkeit der Technologien der Wissensgesellschaft und der Internet-Ökonomie zurecht zu kommen, müsste die Politik wohl auf gesellschaftliche Lernfähigkeit setzen. Die Wirtschaft jedenfalls setzt mehr denn je auf unternehmerischen Mut (Stichwort: *Start ups*). Und die Wissenschaft

setzt eben nicht auf starke Theorie, sondern auf das Suchverhalten wissenschaftlicher Neugier.

III. Serious play

Was ist nun der Motor dieser stürmischen Innovationsprozesse? Sind die neuen Medien und Artefakte implementierte Theorie? Nach der pragmatistischen Attacke werden wir das nicht mehr erwarten. Man weiß heute, dass technische Innovationen nicht als Anwendung von theoretischem Wissen entstehen, sondern dass dabei vor allem implizites, firmenspezifisches Wissen Ausschlag gebend ist.

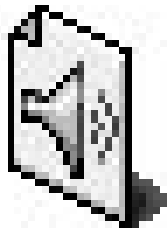
Hier führt die Unterscheidung von Theorie und Praxis nicht weiter. Viel sinnvoller wäre es, zwischen Informationen, die zu Wissen führen, und Informationen, die Handeln anstoßen, zu unterscheiden. Darauf zielt wohl auch Peter Druckers Satz *Management is not knowledge but performance*. Dazu gehört vor allem auch die Eliminierung irrelevanter Informationen, die Löschung praxisfernen Wissens. Oder um denselben Sachverhalt mit den Worten des Intel-Vorsitzenden Gordon Moore positiv zu formulieren: Innovative Unternehmen operieren nach dem *principle of minimum information* [zit. nach M. Schrage, *Serious play*, S. 141]. D.h. man formuliert ein Problem und schätzt ab, wie die Antwort lauten könnte; man verfährt also heuristisch – so weit es geht.



Wenn das Problem damit nicht gelöst ist, geht man zurück und beginnt zu lernen – und zwar so lange, bis man etwas Neues probieren kann.

Das ist natürlich die Welt der Faustregeln und nicht die der Theorie. Vor diesem Hintergrund erscheinen Innovationen nicht als Resultate des Nachdenkens, sondern eher als Nebenprodukte des Verhaltens derjenigen, die sich mit einem praktischen Modell des jeweiligen Problems beschäftigen. Innovationsprozesse schlummern deshalb nicht nur in den Praktikern eines Unternehmens, sondern auch in den Kunden. Nicht umsonst ist von *Prosumern* die Rede, also Konsumenten, die Innovationsanstöße für die Produktion geben. Sie sehen, was technisch läuft und was nicht – und haben dann Ideen, wie man es anders machen könnte. Die weltweite Kollaboration an Open-Source-Software ist dafür das eindrucksvollste Beispiel.

Auch bei Faustregeln und Heuristiken geht es natürlich um Wissen und Lernen; allerdings eben nicht Theorie geleitet. Deshalb spricht man hier von *learning by doing* und *tacit knowledge*. Die Bewährung dieses Wissens liegt in einer Darstellung, die zugleich Herstellung ist, also in der Demonstration am Modell. Deshalb heißt es heute nicht mehr *Publish or perish!*, sondern *Demo or die!* Man hält keinen Vortrag mehr, sondern macht eine *Presentation*.



Damit wächst die Macht, die von der Rhetorik der technischen Medien ausgeht, gewaltig an; jeder erinnert sich noch an die explosionsartige Vermehrung der Overheadfolien vor ein paar Jahren. Und wer heute nicht *Power Point* benutzt, gerät leicht in Erklärungsnotstand.

Eine gute Idee, die an einem Modell demonstriert wird, weckt Lust, damit zu spielen. Michael Schrage hat das *Serious play* genannt. Das ist das „Mittelglied“, das Kant vergeblich in der Urteilskraft des Menschen suchte: das zwischen Theorie und Praxis vermittelnde Spiel mit Prototypen. Und mit Prototypen spielen Kunden heißt: laut denken. Im ersten Spiel konvergieren Designprozess und Innovationsprozess, eine Idee wird in Szene gesetzt. Ausdrücklich definiert Michael Schrage diesen Prozess des *Prototyping* als *enactment* einer Idee. Die schöpferische Schleife, die dieser Innovationsprozess nach dem *principle of minimum information* bildet, sieht also so aus: Die Idee entwerfen – dann das Modell bauen – dann testen – dann wiederholen (*Design – Build – Test – Repeat*).

VI. Kleine Revue der Medientheorien

Es ist also gerade nicht die Medientheorie, die die Medienpraxis vorantreibt. Was leistet sie stattdessen? Beschreibt sie die Praxis wenigstens angemessen? Betrachten wir nun an prominenten Beispielen, wie sich die Theorie der Medien auf ihre Praxis bezieht.

Der anthropologische Zweig der Medienwissenschaften geht vom Menschen als Prothesengott aus. Das Wesen, dem Wesentliches mangelt, ist auf Technik angewiesen, und da liegt es nahe, von *Tools, extensions of man* und *Armaturen der Sinne* zu sprechen. Marshall McLuhan genügte vor Jahrzehnten noch die *Elektrifizierung der Erde*, die weltweite Diffusion der Medien, um uns ein *Global Village*, die Welt als elektronisches Dorf zu verheißen. Und heu-

te spricht etwa Al Gore mit Blick auf das Internet von einem *neuen Athen*. Der Praxisbezug dieser Konzeption besteht vor allem darin, dem Business der Weltkommunikation eine Rhetorik des Optimismus zur Verfügung zu stellen.

Vor diesem Hintergrund hebt sich die kritische Medientheorie von Jürgen Habermas besonders deutlich ab. Er knüpft an Talcott Parsons' Konzept der *generalized media of interchange* an, die Luhmann dann symbolisch *generalisierte Kommunikationsmedien* genannt hat – gemeint sind vor allem natürlich Macht und Geld. Habermas spricht hier kritisch von Steuerungsmedien, denn sie koordinieren Handlungen ohne Rekurs auf Sprachfunktionen. Deshalb nennt er diese Steuerungsmedien auch *entsprachlichte Kommunikationsmedien* [ThKH II 275]. Alles kommunikative Handeln der modernen Welt ist demnach geprägt durch den Gegensatz zwischen einem technisierten, *versachlichten Kommunikationsnetz* und dem *verständigungsorientierten Handeln* [Nachmetaph. 181; Der philos. Dis. 413].

Wie sieht Habermas nun die Massenmedien in diesem Spannungsfeld? Er deutet sie nicht wie McLuhan als *extensions of man*, sondern als technische Behelfe einer erweiterten Intersubjektivität, als technische Verstärkung bürgerlicher Öffentlichkeit. Doch diese Funktion wird durch einen spezifisch modernen Sündenfall der Publizität verzerrt: Zunehmend werde die Massenkommunikation manipulativ entfaltet und reklametechnisch arrangiert. Deshalb erscheint die neue Medienwirklichkeit für Habermas als *vermachtete Arena*. Dieses düstere Szenario ist aber nicht sein Schlussbild. In der multimedialen Machtarena sprudeln immer wieder lebensweltliche Quellen spontaner Kommunikation. Und damit sind wir bei der fundamentalen Unterscheidung der Habermasschen Medientheorie, nämlich der *Unterscheidung* zw-

schen autochthonen und vermachteten Prozessen der öffentlichen Kommunikation [Strukturwandel 28, 31].

In die Alltagskommunikation sind Idealisierungen eingebaut; sie sind für Habermas der Vorschein einer richtigen Lebensform inmitten einer vermachteten Welt. So paradox ist der Praxisbezug der Habermasschen Medientheorie konstruiert. Sie orientiert sich bewusst nicht an der Realität der Massenmedien, sondern an ihrem Ideal, das sie auch in ihren schlimmsten Verzerrungen und Manipulationen nicht veräußen können. Und dieses Verständigungsideal ist für Habermas nicht nur kritischer Maßstab, sondern wirkende Kraft: *die faktische Kraft des Kontrafaktischen* [Der philosophische Diskurs 242].

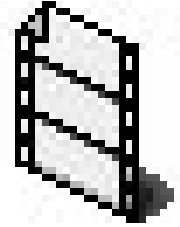
So positioniert sich Jürgen Habermas als Hermeneutiker der symbolisch strukturierten Welten, denen man immer schon angehört. Diese Lebenswelt ist als *Horizont ein intuitiv gewusster, unproblematischer und unzerlegbarer holistischer Hintergrund* [Der philosophische Diskurs 378f] – also ganz im Sinne von Stanley Fishs *groundlevel beliefs that give us our world*. Und deshalb erscheint seine Theorie, obwohl sie in allen entscheidenden Arrangements utopisch, kontrafaktisch und fiktional ist, den meisten Lesern doch viel praxisnäher und politikfähiger als die seines Konkurrenten Luhmann, auf den ich gleich zu sprechen komme.

Eine ganz andere Form der Kritik an der neuen Medienwirklichkeit haben jene Archivare des Jüngstvergangenen entwickelt, die den Materialitäten der Kommunikation auf der Spur sind – bevorzugt auf dem Terrain der Kriegsgeschichte. Dieser technische Zweig der Medienwissenschaften muss nicht lange nach guten Gründen suchen: vom Turing-Maschinen-Paradigma bis zum neuen Ingenieurspathos des *in silicio* gibt es eine Fülle von Motiven für eine materialistische Geschichtsphilosophie der Medien.

Materialistisch ist diese Theorie, weil es ihr um die Materialität der Kommunikation, also um ihr technisches Substrat geht. Ihr wird man Praxisferne deshalb nicht nachsagen können; allenfalls Scheuklappenbewehrtheit in ihrem Blick auf die Medienpraxis. Und um eine Geschichtsphilosophie handelt es sich m.E. deshalb, weil der nach Alan Turings Ankündigung die Macht ergreifende Computer hier die Stelle des Weltgeistes besetzt.

Strikte Hardware-Orientierung ist reduktionistisch. Sie liefert zwar Elementaritäten und Kausalitäten. Aber diese Medientheorie kann Emergenz nicht denken – und deshalb auch nicht System – und deshalb auch nicht Gesellschaft. Wogegen sich die Materialisten der Kommunikation am meisten sperren, ist das Konzept der *Decomposability* im Sinne von Herbert Simon. Genau wie *Hierarchie*, aber auch *Emergenz*, besagt *Decomposability*: die darunter liegenden Ebenen kann man ignorieren oder als kompakt behandeln. Man kann beispielsweise Computer funktional beschreiben, ohne auf Hardware Rücksicht zu nehmen. Man kann Netzwerke wie das Internet in ihrem Verhalten charakterisieren, ohne auf Computer einzugehen. Kommunikationen reagieren auf Kommunikationen, nicht auf Schaltdoch viel praxisnäher und politikfähiger als die seines Konkurrenten Luhmann, auf den ich gleich zu sprechen komme.

Medien faszinieren das Bewusstsein. Deshalb gibt es bei vielen ein geradezu fetischistisches Interesse an ihrer Technik. Als *Hacker* sind sie der Alptraum, als *Prosumer* die Lieblingskinder der Medienindustrie. Technik als Grenzstruktur zwischen Gesellschaft und Natur ist die Welt der Artefakte. Soweit sie von Ingenieuren und nicht von Designern geprägt wird, gilt: Je technischer ein Sachverhalt, desto irrelevant sein Kontext. Technik ist nicht komplex, allenfalls kompliziert – das Paradies des Tüftlers. In der



technischen Welt der Programme herrscht völlige Übereinstimmung über das Problem und vollständiges Wissen. Dagegen ist es ja für die soziale Welt des Risikos charakteristisch, dass man nie genug weiß und uneinig über die Folgen ist.

Mit der Reduktion der Medienwirklichkeit auf Medientechnik verdeckt man also das Soziale. Friedrich Kittler hat in diesem Sinne eine materialistische Medienwissenschaft sehr entschlossen und erfolgreich gegen *Kulturphilosophie* auf der einen und *applied interests* (T. Parsons) auf der anderen Seite differenziert. Von hier führt allerdings kein Weg zu einer Gesellschaftstheorie (den Kittler auch gar nicht sucht). Denn soziologisch lässt sich das Element Kommunikation nicht mehr weiter in Schaltpläne, Programme, Wellen und Strahlungen auflösen. Die Operation des Kommunizierens hat mit der Materialität der Kommunikation nichts zu tun. Genauer gesagt: Die emergente Ordnung der Kommunikation schließt die Materialität, die sie benutzt, aus sich aus.

Und damit sind wir bei Niklas Luhmann. Seine Systemtheorie hat eine Medientheorie mitentwickelt, die alle Medientechnik auf Distanz hält. Sie hat klare, sauber geschnittene Medienbegriffe, die allerdings sehr viel mehr umfassen als das, was man gemeinhin unter Medien versteht. Vermengt man sie mit technischen Medienbegriffen, gibt es nur noch Missverständnisse. Man könnte

auch sagen: Die Systemtheorie hat einen erfolgreichen Medienbegriff ausgearbeitet, der sich mit dem der Medienwissenschaften nur selten berührt.

Man hat schon häufig und zu recht darauf hingewiesen, dass Luhmanns systemtheoretischer Schlüsselbegriff *Reduktion von Komplexität* ziemlich genau dem entspricht, was der Anthropologe Arnold Gehlen *Entlastung* genannt hat. Und es sind gerade die von Habermas kritisierten Steuerungsmedien wie Macht und Geld, die das Bewusstsein entlasten und dadurch dessen Fähigkeit steigern, sich auf Zufälliges und Überraschendes einzulassen. Diese Fähigkeit wird natürlich in der Zeit der Weltkommunikation immer wichtiger. Das eigentliche Problem ist nämlich, dass die Differenz zwischen dem, was man als Information erfasst und dem, was man operativ beherrscht, immer größer wird. Deshalb läuft für Luhmann die berühmte Frage von Habermas, nämlich ob moderne Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden können, ins Leere. Die moderne Gesellschaft überlebt nicht durch Vernunft, sondern durch Evolution.

Kein Zweifel: Dieses Konzept der Systemrationalität ist spröde, kalt und abstrakt – es ist das Konstrukt eines nominalistischen Beobachters, der jede moralische Wertung zurückweist und deshalb Nichtsoziologen leicht als „ungerührt“ und „zynisch“ erscheint. Wenn die trockene Systemtheorie der Gesellschaft ein Pathos hat, dann ist es das der extremen Abstraktheit. Es gibt zwar gelegentliche Durchblicke auf die Wirklichkeit, aber an ihnen kann man die Theorie nicht ausrichten. So heißt es einmal mit einer Schlüsselmetapher: „Der Flug muss über den Wolken stattfinden, und es ist mit einer ziemlich geschlossenen Wolkendecke zu rechnen. Man muss sich auf die eigenen Instrumente verlassen.“ Das ist Luhmanns Pathos: Medien-theorie als Blindflug. Und auch ihr Thema, die moderne Gesellschaft,

befindet sich im Blindflug, d.h. sie operiert in ihren Kommunikationen ohne Kontakt mit der Umwelt.

V. Die lose Koppelung von Theorie und Praxis

Man sieht, wie klein die Wirklichkeitsausschnitte sind, die auf den Displays dieser Medientheorien erscheinen. Und es ist nicht schwer, je dieser Theorien ihren blinden Fleck nachzuweisen. Ein theoretisches Modell funktioniert offenbar ähnlich wie eine literarische Metapher. Es lässt sich also nicht an Fakten, Fakten ablesen. Eher scheint das Umgekehrte zu gelten: Alle Fakten sind von Theorie infiziert. Daten sind die sinnlosen Flecken eines Rorschachtestes, in die man dann Muster hineinsieht: die Ideen. Deshalb können strenge Empiristen, für die nur Sinn macht, was den Sinnen gegeben ist, die Idee *Idee* nicht perzipieren. Um es ganz deutlich zu sagen: Schlüsselideen haben nichts mit Information zu tun. Sie sind genau so kontra-intuitiv wie die komplexen Systeme, die sie aufschließen sollen. Das ist m. E. das stärkste Argument für Theorie und zugleich die beste Entschuldigung für ihre Praxisferne.

Was die Theorie uns zumutet, ist das, was Gotthard Günther *sacrificium habitudinis* genannt hat: das Opfer unserer liebsten Denkgewohnheiten. Gegen den Strich des eigenen Evidenzbewusstseins zu denken – das ist es, was die moderne Gesellschaft von denen fordert, die sie begreifen wollen. Theorie bietet weder Kenntnisse der Welt, noch Instruktionen für die Praxis, sondern nur polykontexturale Beschreibungen. Man kann blinde Flecke nicht vermeiden, aber man kann versuchen, sie deutlich zu machen, indem man die Begriffsunterscheidungen und Theorieentscheidungen der eigenen Analyse klar zu erkennen gibt, sie gewissermaßen ausstellt.

Offenbar lässt sich die Frage „Was taugt die Theorie für die Pra-

xis?“ nicht befriedigend beantworten – jedenfalls nicht befriedigend für die Praktiker. Vielleicht ist das aber ein gutes Zeichen, nämlich ein Hinweis darauf, dass Theorie und Praxis nur lose gekoppelt sind. Und das wäre deshalb ein gutes Zeichen, weil uns die Praxis komplexer Systeme lehrt, dass lose Koppelung ihre fundamentale Stabilitätsbedingung ist. [vgl. Luhmann, OuE 473f]

VI. Probleme der Beratung

Statt uns von der Unterscheidung Theorie – Praxis weiter düpierten zu lassen, fragen wir nun nach der Praxis der Theorie selbst. Theoretiker forschen und lehren – das ist trivial. Spannend wird es erst, wenn sie beraten – oder doch wenigstens die Berater beraten. Im Blick auf Praxis lautet die Botschaft der Theorie prinzipiell: es geht auch anders. Nichts ist notwendig – außer der Kontingenz der Unterscheidung, mit der man beobachtet.

Ich sagte gerade: In einer turbulenten Umwelt können dynamische Systeme nur durch lose Koppelung Stabilität erreichen. Berater können hier mit ihrem Wissen keine Möglichkeiten des Durchgriffs eröffnen, sondern nur orientieren. D. h. die Berater dekonstruieren die vorgefundenen Selbstbeschreibungen des Systems [vgl. Luhmann, OuE 433f]. Und *Dekonstruktion* heißt hier einfach: Man stellt das, was alle akzeptieren, Evidenzbewusstseins zu denken – das ist es, was die moderne Gesellschaft so schwierig – denn dort gibt es wenig Interesse an Alternativen. Deshalb stellt sich bei jedem politischen Praxisbezug das Grundproblem der Gefälligkeitwissenschaft. Und zwar nicht nur in ihrer affirmativen Variante: dass nämlich Politiker von den Beratern eine Postrationalisierung schon gefallener Entscheidungen erwarten. Es gibt darüber hinaus auch eine Art „Kassandraforschung“, die es den Politikern ermöglicht, in die Rolle des Retters zu schlüpfen – hier geht es um die *negative Gefälligkeit*

[Blumenberg, VP 21] des Wissenschaftlers, der Gefahren herbeischafft.

Und was steht es mit der Beratung der Wirtschaft? Die Selbstgefährdung der Beratung durch Theorie nimmt hier die Form des Patentrezepts an. Die Gefahr ist deshalb so groß, weil mit der Komplexität der Wirtschaft auch die Sehnsucht nach einfachen Lösungen wächst. Statt Patentrezepte zu verkaufen, muss der Berater die Organisation, die er berät, voll in den Gestaltungsprozess einbeziehen. In diesem Sinne definiert Michael Schrage Consulting als *codevelopment with the client* [Schrage 19]. Wer beraten will, muss von seinen Klienten lernen. *Against Theory* meint sinnvoller Weise also: gegen den Führungs- und Reformanspruch der Theorie. Sie sollte bereit sein, von der Gesellschaft zu lernen – statt sie immer nur zu belehren.

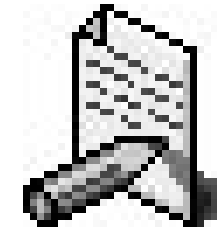
Will theory stop? Der Pragmatismus führt uns zu einer radikalen Skepsis gegenüber jeder möglichen Praxisrelevanz von Medientheorie. Sind wir damit wieder bei dem Gemeinspruch angelangt, dem Kant den Garaus machen wollte: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis? Mit Stanley Fish müsste man wohl so formulieren: Das mag in der Theorie richtig sein, hat aber keine Folgen für die Praxis. Doch hier, so meine ich, sollte man noch einen Schritt weiter gehen und sagen: Dass das, was in der Theorie richtig ist, keine Folgen für die Praxis hat, hat keine Folgen für die Theorie. Sie muss die Praxis nehmen wie sie ist – und kann doch zeigen, dass sie auch anders möglich wäre. Das ist nicht wenig in einer Welt, in der man immer häufiger auf Praktiker und Entscheider trifft, die behaupten, zu dem, was sie tun, gäbe es keine Alternative.

Summary

Will theory stop? Scientists, especially theorists, consider it more than difficult to accept the concept that

thinking is overvalued. It is a commonplace in sociology today that theory is used by organisations most of all to post-rationalise practical actions: Theories do not help to decide but help to argue for decisions afterwards. In practice one does not get beyond empirical generalising. Reality is constructed by the set of beliefs shared by a society – and there is no escape from these conventions of interpretation. Beyond the structure of prejudice is nowhere.

The sections of reality appearing on the displays of current theories of media are tiny. But their key concepts do not deal with information: they are as contra-inductive as the com-



plex systems they are trying to decode. In this I see the best point in support of theory – and the best excuse for its detachment from practice. Pragmatism leads us to a radical scepticism against any possible practical relevance of theory of media. Already Kant wanted to delete the “Popular Judgement: That May be Right in Theory, But Does Not Hold in the Praxis”. Have we returned to it?

According to Stanley Fish we would have to say: Something is valid in theory but does not result in consequences for action. I would like to take this one step further: The fact that an accepted theory does not trigger any consequences in practice is without consequences for theory.

Theory has to take practice as it is – but may show possible alternatives.

That is a lot in a world full of decision-makers and practical people claiming that there is no alternative to their actions.

Der Autor:

Norbert Bolz studierte in Mannheim, Heidelberg und Berlin Philosophie, Germanistik, Anglistik und Religionswissenschaften. Seine Doktorarbeit schrieb er über die Ästhetik Adornos bei dem Religionsphilosophen Jacob Taubes, die Habilitation über *Philosophischen Extremismus zwischen den Weltkriegen*. Seit 1992 ist er Professor für Kommunikations-theorie am Institut für Kunst- und Designwissenschaften der Universität Essen. Die Schwerpunkte seiner Arbeit liegen in der Medien- und Kommunikationstheorie und der Designwissenschaft.

Literatur:

- Mitchell, W. J. Thomas (Hrsg.): *Against Theory*. Chicago 1985.
- Fish, Stanley Eugene: *Doing What Comes Naturally*. Durham 1999.
- Schrage, Michael: *Serious Play*. Boston MA 1999.
- Kant, Immanuel: *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis* (1793); Frankfurt 1982.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode*. 6. Aufl.; Tübingen 1990.
- Whitehead, Alfred N.: *Adventures of Ideas*. Cambridge 1933.
- Drucker, Peter: *Managing for the Future*. New York 1993.
- McLuhan, Marshall: *Understanding Media*. New York 1965.
- Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt 1981.
- Ders.: *Nachmetaphysisches Denken*. 2. Aufl.; Frankfurt 1997.
- Ders.: *Der philosophische Diskurs der Moderne*. 2. Aufl.; Frankfurt 1989.
- Ders.: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. 7. Aufl.; Frankfurt 2001.
- Parsons, Talcott: *Political and Social Structures*. New York / London: 1964.
- Turing, Alan: *Intelligence Service*. Berlin 1987.
- Simon, Herbert: *The Sciences of the Artificial*. 3. Aufl.; Cambridge MA 1996.
- Friedrich Kittler: *Gramophon, Film, Typewriter*. Berlin 1986.
- Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt 1997.
- Ders.: *Organisation und Entscheidung*. Op-laden 2000.
- Gehlen, Arnold: *Der Mensch*. 13. Aufl.; Wiesbaden 1997.
- Günther, Gotthard: *Beiträge zur Grundlegung einer operationfähigen Dialektik*; Ham-burg 1980.
- Blumenberg, Hans: *Verführbarkeit des Philosophen*. Frankfurt 2000.